

# Kulturhistorische Skizzen aus dem Erwerbsleben von Wiesen

Autor(en): **Marugg, Andreas**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): - **(1939)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-396996>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

fernt von den Siedlungen an der Eck auf der Ebene der Stürviser Witi (Weite), zwischen Eck und der Fläscher Alp Sarina. Seit dem Bau des fahrbaren Alpweges (1908–1911) sind die einstigen Standorte dieser beiden Gebäude verwischt.

Zur Bewässerung ihrer Weiden und Wiesen und zu den Brunnen und Tränkstellen leiteten die Ecker das Wasser in Gräben aus dem Untersee in Radaufis und vom Wallabach, dem Ablauf des Untersees. Auch in der schon genannten Salzgäbi ist der Lauf eines Grabens festzustellen, der das Wasser dem Yesbach entnahm.

Hart ob Stürvis liegt 1942 M. ü. M. Yes, die einstige Alp der Stürviser, jetzt Obersäß der Alp Stürvis. Auch die Valzeiner besaßen dort ein Äpli, Valzeiner Köpf genannt. Auf Yes sind ebenfalls noch etliche Stellen zu erkennen, wo einst Hütten standen.

Stürvis zählte, als es noch bewohnt war, weit über fünfzig Gebäulichkeiten. Viehzucht und Alpwirtschaft wird hauptsächlich die Stürviser beschäftigt haben. Sicher waren sie zudem eifrige Jäger. Die Werbetrommel wird wohl auch manchen jungen Stürviser unter fremde Fahnen gelockt haben.

*(Fortsetzung folgt.)*

---

## Kulturhistorische Skizzen aus dem Erwerbsleben von Wiesen.

Von Andreas Marugg, Wiesen.

Vorbemerkung des Herausgebers. Herr Andreas Marugg in Wiesen hat vor kurzem der Kantonsbibliothek und der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden je ein Exemplar seiner handschriftlichen Chronik von Wiesen zum Geschenk gemacht mit dem Wunsche, daß im Bündn. Monatsblatt davon Notiz genommen werden möchte. Wir entsprechen diesem Wunsche gerne und möchten in Verbindung damit den Schlußabschnitt aus der fleißigen und sehr ansprechenden Arbeit, aus der uns warme Heimatliebe entgegenweht, abdrucken.

Dem Verfasser standen für seine Dorfgeschichte wenige oder keine Vorarbeiten zur Verfügung. Er schöpfte in erster Linie aus den Protokollen und Kirchenbüchern der Gemeinde, zog auch gedruckte Literatur zu Rate und erzählt uns auf dieser Grundlage von der Besiedlung des

Ortes, aus der politischen Geschichte desselben, von dessen Weiden und Alpen, von Schule und Kirche, von freundnachbarlichen Grenzstreitigkeiten mit Alvaneu, Brienz und Surava u. a.

Um die Darstellung lebendiger zu gestalten, entnahm er vieles den Erzählungen seiner Eltern und Verwandten, die einst in Ämtern und Würden standen, und hat so einen sehr beachtenswerten Beitrag zur Heimatkunde von Wiesen geschaffen, dem wir viele Nachfolger für andere Gemeinden wünschen möchten. Und nun erteilen wir dem Verfasser das Wort, um uns über das Schaffen und Werken seiner Dorfgenossen in frühern Jahrhunderten zu berichten.

Im Oktober, wenn die Ernte unter Dach und Fach gebracht, die nötigen Arbeiten auf dem Felde beendet, Holzvorräte im Hause waren und der Sechsstadtakt der Dreschflegel verstummte, dann begann es im Hause lebendig zu werden, die Wohnstube wurde in eine Fabrik umgestellt, Hobel, Dreh- und Schädlerbank wurden in der Stube aufgestellt, und das Fabrizieren begann. Der Schädler machte Fässer, Leggeln, Eimer, Milchgebsen, Milchkübel, auch Rechen, Heugabeln und Sensenstiele, der Dreher Schüsseln, Krüge, Tassen, Teller, Steigfässer, Mamelis usw., und wenn einer noch drechseln konnte, auch Kellen, Löffel, Gabeln usw. Es entstand im Laufe des Jahres eine eigentliche Industrie, und viele brachten es zu einer erstaunlichen Fertigkeit, wie z. B. die Hans Jud, die verschiedenen Bäschi, Mettier auf dem Jenisberg usf. Die schönen Haus- und Feldgeräte wurden in den Nachbargemeinden und auf den Märkten in Thusis, Domleschg und Chur abgesetzt oder eingetauscht für gedörrte Birnen, Apfelstückli und Chriesi und auch Hanf. Ein Hans Jud siedelte 1736 nach Jenisberg über, weil dort schöne Arven und Anhornholz vorhanden war.

In der Zwischenzeit mußte auch Korn gemahlen werden, denn die Mehltröge waren leer. Im 15. Jahrhundert war eine Mühle im Mühleboden und eine Hanfstampfe im Sagenloch. Im 16. Jahrhundert wurden die Mühlen im Mühletobel erbaut. An einer Mühle waren oft acht bis zwölf und mehr Beteiligte. Da jeder zuerst mahlen wollte, mußte das Los gezogen werden. Spät abends und morgens früh mußte der Müller in Begleitung einer hölzernen Laterne zur Mühle gehen, um das Mehl abzufassen und frisches Korn aufzuschütten, denn ohne Arbeit durfte die Mühle nicht bleiben, weil der Nächste darauf wartete. Es wurde aber nicht nur Mehl gemahlen, sondern auch Jute gestampft und Haber gebrochen, aus dem

der gute und schmackhafte Gerstenbrei und das Habermus gekocht wurde.

In dem so idyllischen Mühletobel mit den sechs Mühlen war es herrlich zu hören, wenn alle zu arbeiten hatten; das Plätschern des Wassers und das Geklapper der Mühle roch nach Heimarbeit und nach Bodenständigkeit.

Abends wurden ganze Berge Hanfgarben in die Stube gebracht, aus den Nachbarhäusern kam Zuzug; Mütter und Töchtern begannen zu schleizen, eine unangenehme Arbeit, die viel Staub verursachte und zum Husten reizte. Das Talglicht war in der Mitte der Stube aufgehängt und spendete das spärliche Licht. Wenn das Schleizen fertig war, kamen die surrenden Spinnräder in die Stube. Abends war dann der *S p i n n h e n g e r t*, wo es immer lebhaft zuging. Der Ätti und der Öhi saßen auf der Ofenbank und stopften und klopften ihre Pfeifen; als Tabak dienten auch nur Heublumen, die Hauptsache war, daß es Rauch gab. Man erzählte oft gruselige Geschichten von Räufern, Dieben, Raubtieren und Gespenstern, von der weißen Frau beim Sandgaden, die alle Monate einmal erschien, vom Dogye, das einem nachts auf der Brust saß, so daß man sich nicht verrodern kann, vom Totenvolk bei den Kreuzen, wo ein Kreuz stand, als Wiesen noch bei der alten Lehre war, und man damals eine Unschuldige verurteilt hatte. Wenn die Geschichten zu saftig wurden, dann standen die Spinnräder von selbst still, damit die Spinnerinnen besser zuhören konnten, und kaum wagten sie sich allein hinaus in die Nacht, wenn es Zeit war zum Heimgehen.

Beim Spinnen kam es auf die Übung und Gewandtheit der Spinnenden an, um ein einwandfreies Produkt zu erzielen. Eine gute Spinnerin hatte es gar nicht nötig, auf den Faden zu sehen und war imstande, bei ihrer Arbeit die längsten Geschichten zu erzählen.

Trotzdem die Männer viel Arbeit in der Stube hatten, durften die notwendigen *L a n d a r b e i t e n* im Freien nicht vernachlässigt werden. Es gab Mahdheu, Holz und Streue zu führen, und der Mist mußte auf den ohne Schnee nicht befahrbaren Pfaden verführt werden.

Da die Humusschicht des Bodens eine recht dünne war, so mußte reichlich gedüngt werden, und weil meist wenig Mist vorhanden war, wurde viel Waldstreue im Herbst gerüstet. Am Wallenweg, auf dem Steigrügg, in der Lampert und Dürschluocht,

auf dem Schafbündeli etc. konnte man mächtige Streuehaufen wie große Bargen sehen. Im März begannen, sofern es die Witterung erlaubte, schon die Langsarbeiten auf dem Felde, und in der Zwischenzeit und des Abends mußten die Frauen und Töchter das Garn, welches sie den Winter hindurch gesponnen, zu L e i n w a n d und T u c h w e b e n, denn die Leinwand mußte noch auf dem Märzschnee gebleicht werden, weil Märzsonne und Luft die Dauerhaftigkeit des Tuches günstig beeinflußte. Wie freuten sich die Mütter und Töchter über die langen Reihen der auf dem Schnee ausgebreiteten Leinwand und über die langen Tuchwellen auf den Lauben. Das Weben auf dem in der Stube montierten Webstuhl war eine Freude für die Frauen des Hauses. Wurde nur reine Leinwand gewoben, so nahm man nur die Garne von Hanf und Flachs, zu Halbleinenem wurde Baumwolle genommen. Es bedurfte dabei einer genauen Berechnung des gleichmäßigen Quantums der beiden Sorten. Ganz- oder Halbleinen gaben Tisch- und Betttücher sowie Hemden. Ganz grobes Gewebe gab es aus dem Abfall von Hanf und Flachs; dasselbe diente zu Heutüchern und Sackleinen. Aus dem Garn der Schafwolle ergab sich Gedisch drei- oder viertretiges, als schönes und sehr dauerhaftes Bündnertuch.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts gab es in Wiesen noch zwei Schmiede, drei Wagner, zwei Schuster, mehrere Schädler, Schreiner, Dreher und Zimmermänner noch viel mehr. Viele betrieben verschiedene Handwerke, und fast jeder war imstande, seine Feldgeräte selber anzufertigen. Auch die Reparaturen an den Herbrigen machten die meisten selber.

Andere, die kein Handwerk betrieben, fanden Arbeit im Walde, in den Bergwerken oder als Kohlenbrenner. Weil zum Schmelzen des in der Gegend gewonnenen Erzes Holzkohle verwendet wurde, rauchten manche Meiler in den einsamen Bergwäldern. Auch Harz wurde noch zu Ende des 19. Jahrhunderts gebrannt respektive ausgeschmolzen.

Bis zum Ende der sechziger Jahre im 19. Jahrhundert fanden viele Beschäftigung beim Holzflößen. Diese Arbeit setzte im Frühjahr bei der Schneeschmelze und im Herbst bei Hochwasser vom Brumpenz bis zur Filisurer Brücke ein. Wenn wir von der Landstraße in den Zügen in die tiefe Schlucht des Landwassers hinuntersehen, so bekommen wir einen Begriff, mit welchen

Schwierigkeiten und Gefahren für Gesundheit und Leben das Flößen verbunden war. Wenn sich das Holz verhing oder staute, so blieb nichts anderes übrig, als in die grausige Schlucht hinunterzusteigen, im eisigen Wasser die Stauung zu beheben und das Holz wieder in Fluß zu bringen. Viele der Flößer, von denen wir nichts mehr wissen, sind bei dieser Arbeit ums Leben gekommen. Aus den Kirchenbüchern vernehmen wir, daß 1853 ein Palmi, 1855 ein Bernhard und 1865 ein Pfenninger und ein Bernhard ertrunken und nicht mehr gefunden worden sind. Von andern reden die Kirchenbücher, daß sie starben an Seitenstechen, Nervenfieber als Folgen der sich bei der gefährlichen Arbeit ergebenden Erkältungen, und diejenigen, welche nicht gestorben, waren im Alter meist krumm und lahm.

Um diese Zeit herum war auch das Bedürfnis nach Eisenbahnschwellen und Rebstickeln groß und brachte viel Verdienst. Diese Artikel mußten nach Tiefenkasten geliefert werden. Morgens um 6 Uhr wurde das Öchslli angespannt, und man fuhr nach Tiefenkasten. Um 3 Uhr war man gewöhnlich wieder zurück. Dann wurde gefüttert und die Zeit reichte noch, um im Walde eine weitere Fuhre zu holen für den folgenden Tag.

Im obern Mühleboden wurde schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine Töpferei und Ziegelei mit Wohnhaus erstellt. Geschirr und Kacheln für Öfen müssen dort gebrannt worden sein. Im jetzigen Haus Freieck, das Landammann Andreas Bernhard erbaute, steht auf einer Kachel des Stubenofens die Jahrzahl 1810 mit dem Namen Joos Bernhard. Der eigentümliche Dachstuhl dieses Hauses hat auch seine Geschichte. Hätte Dr. Bernhard seinem Hause einen gewöhnlichen Dachstuhl aufgesetzt, wie ihn die übrigen Häuser aufweisen, so hätten die Gäßler die Kirchenuhr nicht mehr gesehen. Als das Reklamieren nichts nützte, schritt die Jungmannschaft zur Tat und trölte alles Holz, welches für den Dachstuhl bereit lag, in die Schluocht hinunter.

In den fünfziger und sechziger Jahren betrieb die Töpferei Statthalterli Christen Bernhard. Anfangs der siebziger Jahre kaufte Wilhelm Eckert aus Württemberg die Ziegelei und verlegte das Geschäft 1874 in den untern Mühleboden an die neue Straße. Das Geschäft florierte nicht. Es mag am Material und am Können gefehlt haben. Eckert starb, und das Geschäft ging später ein.

Der Bergheuet. Es war immer ein Erlebnis, wenn der Bergheuet auf der Alp begann. Wer da gehen konnte, mußte hinauf, selbst Hühner, Schweine und die Geißen mußten mit. Denn wer hätte sie sonst gefüttert im Dorfe? Das Dorf lag in der Obhut alter Leute, des Pfarrers und vielleicht des Wirtes. Die Alp war für den Wiesner eine zweite Heimat; jeder hatte dort oben sein eigenes einfaches Holzhaus, das allerdings nur mit dem Nötigsten versehen war. Geschlafen wurde meist auf dem duftenden Bergheu.

Wiesen ist eine Welt für sich, von den Nachbardörfern durch die Natur ziemlich abgeschlossen, und der Horizont begrenzt durch die ins Blaue ragenden Berge. Der Wiesner kommt in eine andere Welt auf seiner Alp mit den herrlichen, saftigen Bergwiesen auf der blumenübersäten Bergterrasse.

Aus Amerika und Rußland, von den nach diesen Ländern ausgewanderten Wiesnern, sind immer wieder Briefe eingetroffen, in denen ein tiefes Heimweh nach der geliebten Alp zu erkennen ist.

Der Bergheuet dauerte gewöhnlich drei bis vier Wochen, und Wildheu wurde gemäht, wo immer etwas gewachsen war und man noch stehen und gehen konnte.

Zum Käsen und Buttern haben sich zwei bis drei Parteien zusammengetan. Die Milch wurde in einen Eimer geschüttet und mit einem gekerbten Holze gemessen. Ungefähr drei Wochen vor der Alpentladung mußte ausgeglichen werden. Die Abrechnung geschah auf Grund der vorhandenen Einkerbungen im Meßholz.

Im Sommer 1870 geschah es, daß dem idyllischen und poesievollen Leben auf der Alp wohl für immer ein Ende gemacht worden ist. Die Geißen brachten den Presten auf die Alp, und mit Flüchen und Verwünschungen wurden sie ins Dorf gejagt. Das gemeinsame Familienleben mußte nun aufhören, weil jemand aus der Familie die Tiere im Dorfe verpflegen und den mühsamen Alpweg somit morgens und abends unter die Füße nehmen mußte.

1878 beschloß die Gemeinde, eine allgemeine Sennerei auf der Alp zu bauen; damit verschwanden dann viele schöne Bräuche und Gewohnheiten, das Leben nahm andere Formen an. Zur Pflege des Viehes und zum Käsen und Buttern gingen früher ältere Leute auf die Alp; als die Sennerei gebaut war, besorgte diese Geschäfte



die Jungmannschaft, und heute wird das Vieh vom Senn und von den Hirten betreut.

Vorhanden sind heute noch 33 Holzhütten in malerischer Einheit; früher waren es noch einige mehr.

Vor etwa 150 Jahren sollen in Wiesen noch ziemlich viele Obstbäume gestanden haben, so auch in der Kuonischwiese; man spricht sogar von Weinreben in der Schwendi.

Ackerland war viel vorhanden. Die sonnige, windgeschützte Lage und der sandige Boden waren dem Wachstum günstig. Hauptsächlich gedeihen Kartoffeln gut; sie sind von besonderer Schmackhaftigkeit. Gerste, Hafer, Roggen, selbst Weizen und Bohnen sowie Erbsen wurden viel gepflanzt. Bis in die siebziger Jahre wurde noch Winterroggen gepflanzt.

Der Ertrag der Fettwiesen war infolge der dünnen Humusschicht kaum ein Drittel des heutigen, weil der Dünger meist auf dem Acker gebraucht wurde, und aus diesem Grunde war man auf das Bergheu angewiesen, weit mehr, als dies heute der Fall ist.

Die Arbeitsmethoden waren vielfach sehr unpraktisch und zeitraubend. Die Güter waren und sind heute noch weitläufig parzelliert, und viel Zeit geht auf Wegen verloren. Das Heu von der Bleicka mußte auf schlechtem Fußwege nach der Alp getragen werden, statt daß man es ins Dorf nach Hause führen konnte. Meist waren die Wege, weil wenig benutzt, schlecht unterhalten.

Wiesner hatten auch Güter auf dem Jenisberg zu bearbeiten und Mähder im Droß. Wieviel Arbeit und Zeit aufgewendet werden mußten, um das Heu aus dem Droß in den Leidboden zu schaffen oder vom Steigberg und den Alteinerwiesen ins Dorf, ist heute kaum abzuschätzen. Zum Transporte des Heues ab der Alp machte man diesen Weg drei- bis viermal, Schmied Marti sogar fünfmal.

Durch den Bau der neuen Straße 1872 und der beiden Hotels ist mehr Erwerb und Verdienst in das Bergdörflein gekommen, ebenso durch das Aufblühen des nahen Kurortes Davos respektive die dort entstandene Bautätigkeit. Dies veränderte die Lebensverhältnisse. Der Absatz landwirtschaftlicher Produkte, wie Kartoffeln, Eier, Schlachtvieh etc., ferner von Bau- und Brennholz vermehrte den Geldumsatz. Wenn in frühern Jahren das Holz aus den Wäldern durch das Landwasser nach der Filisurer Brücke geflößt worden war, so setzte nun der Transport mit Fuhrwerken



aller Art in entgegengesetzter Richtung gegen Davos zu ein. Acht bis zwölf Pferde waren den ganzen Winter beschäftigt.

1870 wurden für Kühe 80 bis 100 Fr., für Jährlinge 40 bis 50 Fr. bezahlt. 1875 galten Kühe schon 100 bis 140 Fr. und Jährlinge 60 bis 70 Fr. Die Güterpreise stiegen: Für fette Wiesen wurden 5 bis 6 Fr. per Klafter bezahlt und für Mähder 2 bis 3 Fr. mehr als heute.

Die Lebenshaltung war früher und bis zu Anfang der siebziger Jahre viel rationeller und gesünder als heute. Am Morgen gab es eine Mehlsuppe mit Milch und Käse, mittags und hauptsächlich am Sonntag wurde der währschafte Hafens gesotten, mit eigenem Fleisch, Speck und Pleins, und dazu gab es eine nahrhafte Gerstensuppe. Die Portion langte meist.

Verkehr und Hotellerie. Postsachen, die von und nach Wiesen gingen, mußten einst ins Alvaneuerbad getragen werden. Diesen Dienst besorgte viele Jahre treu und gewissenhaft Christen Bernhard, „der Bot“ genannt, bei schlechtem Wege, Sturm und Unwetter, trotz seinem kranken Bein.

Nach jahrelangen Verhandlungen kam dann die unglücklich projektierte Straßenverbindung durch den lawinenreichen Engpaß der Züge zur Ausführung und wurde 1873 eröffnet, die Telegraphenverbindung 1874.

Die gelben Postwagen brachten viel Verkehr, was zur Folge hatte, daß Hans Bernhard, wohl auch auf Veranlassung von Dr. med. Weber, Landschaftsarzt vom Albulatal, sein Hotel „Bellevue“ baute, dem noch 1875 ein Anbau folgte; Witfrau Ursula Palmy eröffnete ihr Hotel Palmy 1874.

Einer der ersten Kurgäste, die Wiesen besucht haben, war der große Philosoph Friedrich Nietzsche. Er hatte die Absicht, sich hier niederzulassen, und mietete sich in der Wirtschaft Palmy ein. Dort verkehrten aber viele Fuhrleute, und das Spielen und Lärmen war dem schwer leidenden Manne, der die stille Einsamkeit für seine kranken Nerven suchte, zuwider, und er siedelte nach Sils-Maria über.

Die Hotels arbeiteten im Sommer gut, und ich erinnere mich, daß oft Privatlogis gesucht werden mußte. Im Winter war immer viel Passantenverkehr von Davos her. Kurgäste waren auch da, aber es fehlte am ständigen Arzt und mußten oft zu Konsultationen

Ärzte von Davos gerufen werden, die dann dafür sorgten, daß die Kranken nach Davos zogen. Hans Bernhard übergab das Geschäft seinem Schwager Andr. Bernhard und Tobias Branger, die auch nur einige Jahre hier blieben. Als neuer Besitzer waltete einige Jahre Herr Cologe, ein tüchtiger Geschäftsmann. Auch das Hotel Palmy kaufte W. Holsboer von Davos und übergab den Betrieb seinem Bruder. Zum Aufblühen kam Wiesen aber nicht. 1884 kaufte Christian Palmy, tüchtig im Geschäft und sprachgewandt, beide Hotels; er kaufte auch die dazwischen liegenden Privathäuser und das Pfrundhaus und verband beide Hotels durch eine gedeckte Galerie, um den Betrieb zu vereinheitlichen. Als Arzt wurde Dr. F. Buol von Davos berufen, und das Geschäft ging ganz ordentlich. Dr. Buol siedelte nach Davos über, und die Hotels waren wieder ohne Arzt. Im Frühjahr und Herbst kamen mit Dr. Holland von St. Moritz jeweilen ziemlich viele Engländer, die hier Übergangsstation machten; auch Dr. Tüker Wiese kam mit Engländern von Maloja. So ging es einige Jahre. Dr. Wiese kam nicht mehr nach Maloja, und die Engländer von St. Moritz blieben auch aus. Es traten dann noch sonstige mißliche Erscheinungen auf, und der Zusammenbruch mußte die Folge sein. Die Hotels gingen an eine Aktiengesellschaft über, meistens Davoser Aktionäre, die das große Wort führten, denn sie hatten kein Interesse, daß in Wiesen Konkurrenz entstehe. Die Direktoren wechselten auch immer, es fehlte ihnen an Verständnis und Interesse zur Sache und sie führten ein mehr oder weniger beschauliches Leben. 1899 übernahm Dr. Pedolin das Hotel Palmy, mit der Absicht, ein Kinderheim zu errichten. Zur Ausführung kam es nicht. Dr. Pedolin siedelte nach Arosa über und gründete dort sein Geschäft. 1902 waren Bestrebungen im Gange, das bündnerische Lungen-sanatorium in Wiesen zu bauen. Dagegen wehrte sich Dr. Turban, (der es für Davos haben wollte, und Dr. Lardelli für Arosa. Der Bau unterblieb vorläufig. 1912 mußte eine Wahl getroffen werden. Aber trotz großem Entgegenkommen der Gemeinde durch Gratisabgabe von Holz, Steinen, Sand, Wasser und Bauplatz wurde Arosa gewählt, das es heute den Wiesnern gerne überlassen würde.

1909 wurde die Verbindungslinie Davos-Filisur eröffnet. Dadurch wurde Wiesen vom Verkehr total abgeschnitten. Wenn auch die Gemeinde als Holzverkäuferin Vorteile daraus zieht, daß die Station zirka 250 m unter dem Dorfe und für den

Holzverkauf günstig liegt, so ist es für den Ort selbst und hauptsächlich als Kurort von großem Nachteil.

1914 brach der Weltkrieg aus, die Hotels mußten geschlossen werden. 1920 wurden sie wieder eröffnet. Bessere Frequenz kann der Ort heute aufweisen, aber doch nicht wie man es erhoffte, denn das sonnige und windgeschützte Klima eignet sich für Erholungsbedürftige. Um aber einen Kurort zur Blüte zu bringen, bedarf es eines tüchtigen Arztes, der dafür Reklame macht, d. h. Reklame von Arzt zu Arzt, wie es die verschiedenen Ärzte in Davos, z. B. Dr. Alex. Spengler, Dr. Buol u. a., früher getan haben und heute Dr. Maurer noch tut, und für Arosa Dr. Amrein, Dr. Herwig etc., wie es auch die Kurärzte in den Badekurorten tun müssen, so dann bedarf es aber auch der Zusammenarbeit der Hotellerie, des Kurvereins und der Gemeindeverwaltung, was leider auch nicht der Fall ist. Als Sportplatz ist die Lage zu ungünstig, weil die Hänge zu sehr der Sonne ausgesetzt sind. Wenn auch Übungsplätze zum Skifahren vorhanden sind, so sind diese beschränkt. Die prächtigen Skiabfahrten von der Alteinfurka, vom Tiaun, Sandhubel sind zu weit entfernt, als daß die Skifahrer jeden Tag in diese Höhen hinaufgingen; denn die Skifahrer sind heute sehr bequem geworden und gehen an solche Orte, wo sie sich durch eine Bahn oder doch wenigstens durch einen Skilift zur Abfahrtsstelle hinaufziehen lassen können, um in sausender Schußfahrt mit Rekordleistungen zu glänzen. Die Skihütte auf der Alteinfurka, die der Kurverein und Interessenten haben erstellen lassen, nützt Wiesen nicht viel.

---

### Chronik für den Monat März.

**1.** In Ponte ist Prof. Dr. A n d r i A u g u s t i n von Sent im 62. Altersjahr gestorben, der als Lehrer an Instituten und Mittelschulen des Tessins und seit zwei Jahren als Pionier der romanischen Sprache im Engadin wirkte. Er entwarf ein Programm zur Erhaltung und Pflege der romanischen Sprache und arbeitete in Zusammenarbeit mit der Lia Rumantscha und andern Vereinen. („Gaz. Ladina“ 1939 Nr. 10.)

**4.** Im Bundeshaus wurde von Bundespräsident Etter und Bundesrat Minger eine A b o r d n u n g d e r R e g i e r u n g d e s K a n t o n s G r a u b ü n d e n zur Besprechung der Frage der Erstellung eines A l p e n ü b e r g a n g e s v o n G l a r u s n a c h G r a u b ü n d e n empfangen. An